

„So mächtig durch unser Gottesgeschenk“

SPIEGEL-Report über Tradition und Fortschritt in Saudi-Arabien

Die Linienmaschine von Beirut nach Dschidda in Saudi-Arabien hat ihre Reishöhe erreicht. Da werden etliche Passagiere unruhig. Sie beginnen, ihre orientalische oder westliche Alltagskleidung abzulegen, und hüllen sich in zwei einfache, weiße Tücher: Die frömmsten unter den Mekka-Pilgern wollen ihr heiliges Land in jener Kleidung betreten, in der sie bald vor der Kaaba beten werden.

In Dschidda, dem Tor zum 75 Kilometer entfernten Mekka, landen fast pausenlos Chartermaschinen — aus dem westafrikanischen Senegal, aus dem fernöstlichen Malaysia, aus allen Moslemländern. Omnibusse und bunt bemalte Laster aus der Türkei und aus dem Irak treffen ein. Einige haben drei Etagen: Oben stehen Männer, darunter hocken Frauen, ganz unten liegen Hammel — als Reiseproviand und als Opfertiere.

Am Pilgerkai im Hafen mehrere Schiffe. Ein deutscher Arabien-Veteran erkennt in einem pakistanischen 22 000-Tonner die „Potsdam“, die einst für Großdeutschland Passagiere und später Truppen transportierte. Amüsiert und dann fassungslos beobachten die Hafenangestellten, wie Tausende von Menschen aus den Schiffsbäuchen klettern.

Durch die engen Verkaufsstraßen des Suk, des Marktes von Dschidda, drängen sich Tausende. Radios plärren, Kinder sammeln sich um Plastikautos. Händler freuen sich über Rekordumsätze. Die Fremden kaufen vor allem Ghutras (Beduinentücher) mit schwarzem Agal (Stirnband), dazu Wandteppiche mit Motiven aus Mekka.

Verschleierte Saudi-Frauen starren auf emanzipierte Glaubensschwwestern: Schwere schwarze Marktfrauen aus Nigeria schieben sich selbstbewußt durch die Menge und unterhalten sich lärmend im gurrenden Yoruba. Zierliche Indonesierinnen halten die Hand ihrer Ehemänner.

Zur Hadsch, der Pilgerfahrt, die in diesem Jahr zum Jahreswechsel ihren Höhepunkt erreicht, erwartet Saudi-Arabien innerhalb von zwei Wochen über eine Million Fremde. Dazu werden gut 500 000 Einheimische nach Mekka pilgern. Die Regierung hat Polizei, Armee und einen Großteil ihrer Beamten eingesetzt, um den Menschenstrom zu bändigen. Sie wollen das Korangebot zur Pilgerfahrt nach Mekka erfül-

len und mit dem stolzen Titel Hadschi oder Hadscha (für Frauen) in die Heimat zurückkehren.

„Diesmal ist die Stimmung besser als je zuvor“, urteilt Hadschi Ismail Albandjar, Sonderkorrespondent der Antara-Nachrichtenagentur aus Jakarta. Erdogan Aripinar, Chefredakteur der Istanbuler Zeitung „Günaydin“, kennt den Grund: „Es liegt am Öl!“

Tatsächlich danken die Pilger bei dieser Hadsch erstmalig Allah für das schwarze Gold. Sie preisen ihren Gott, weil er die Moslems reich und stark machte. Zwei Drittel des Erdöls liegen unter islamischer Erde. Die Unterprivilegierten der Dritten Welt sind plötzlich wichtige Partner geworden.

Arabische Zeitungen zeigen Photos, die auch Analphabeten verstehen: Autobahnen in Europa, Tankstellen in Amerika mit Autoschlängen vor dem Ölboykott und völlig verwaist danach. „So mächtig sind wir durch unser Gottesgeschenk.“

Länder, die das Abendland ignorierte oder nicht ernst nahm, werden heute von den Mächtigen der Welt umworben. Nach Saudi-Arabien drängten sich innerhalb weniger Tage Amerikas Außenminister, Japans stellvertretender Premier, ein Beauftragter des britischen Regierungschefs und Delegationen anderer europäischer Staaten.

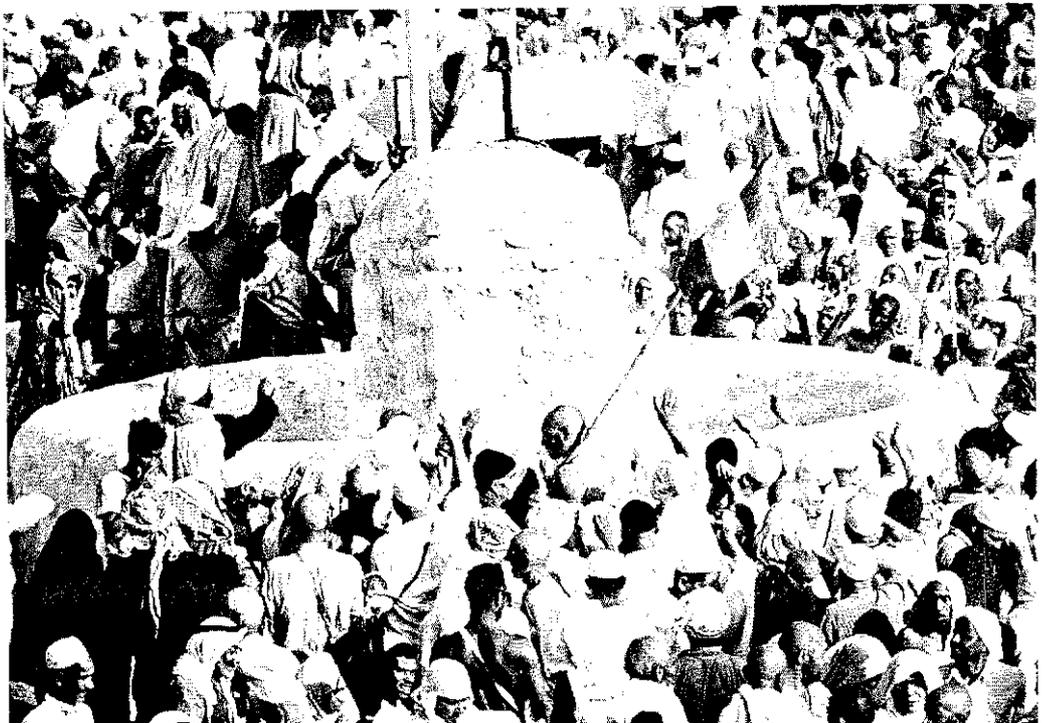
Das Wüstenreich, in dem die Wiege des Islam stand und das die grüne Flagge des Propheten mit dem Glaubensbekenntnis und einem Schwert als Staatsfahne führt, wird gewahrt, daß es eine Supermacht ist, daß Politiker und Journalisten aus aller Welt König Feisal als Mann des Jahres 1973 ansehen.

Dieser Feisal, Herr über die größten bekannten Öl-Vorräte der Welt, regiert seine fünf bis acht Millionen Untertanen wie ein Herrscher des Mittelalters. Königliche Dekrete bestimmen alles. Denn Parteien und Parlament gibt es nicht. Als Verfassung gilt in dem Wüstenreich zwischen Rotem Meer und Persischem Golf der vor über 1300 Jahren geschriebene Koran. In den Regierungskanzleien der Hauptstadt Riad und in Dschidda arbeiten Männer, die nur Koran-Schulen besucht haben. Frauen dürfen in Saudi-Arabien keine Autos steuern; der Henker richtet noch in der Öffentlichkeit.

Am 7. Dezember beispielsweise köpfte er nach dem Mittagsgottesdienst vor der Großen Moschee in Riad einen Mörder. Der Richter gab das Urteil über Mikrofon bekannt; nach der Vollstreckung — mit dem Schwert — klatschte die Menge Beifall.

Doch Mittelalter-Justiz ist nur die eine Seite Saudi-Arabiens. Die andere Seite zeigt einen Staat, der seine Untertanen in modernen Krankenhäusern kostenfrei behandelt und schon die Pflichtversicherung kennt: Arbeitgeberanteil sieben Prozent, Arbeitnehmeranteil sechs Prozent des Lohnes. Saudi-Arabien hat fünf Meerwasser-Entsalzungsanlagen gebaut, gibt allen Studenten und Fachoberschülern ein reichliches Stipendium und schickt die Besten zur Weiterbildung ins Ausland.

So überlagert in Saudi-Arabien die Vergangenheit die Zukunft — oder die Zukunft die Vergangenheit. Und manchmal wird das Modernste genutzt, um das Anachronistische zu erhalten.





Saudi-König Feisal
Mann des Jahres 1973?

An der König-Abd-el-Asis-Universität in Dschidda etwa sind Studentinnen zugelassen. Aber sie verfolgen die Vorlesungen, unsichtbar für Professoren und männliche Kommilitonen, in einem anderen Gebäude am Bildschirm. Fragen dürfen sie nur über Telefon stellen.

Die Widersprüche Saudi-Arabiens erklären sich aus seiner Geschichte. Jahrhundertlang von der Welt abgeschlossen, entdeckte das Land vor einigen Jahrzehnten plötzlich, daß seine Wüsten auf Öl schwimmen. Doch wäh-

rend andere aufblühende Rohstoffländer ihre Gesellschaft nach dem Vorbild der westlichen Welt entwickeln, blieb Saudi-Arabien unter der Herrschaft der orthodoxen Richtung des Islam. Sie ist das Fundament des Staates, sie war es immer. Vor 230 Jahren hatte sich der Gelehrte und Prediger Abd el-Wahhab, der den Islam zu seinen Urformen zurückführen wollte, mit Mohammed Ibn Saud zusammengeschlossen, einem Stammesfürsten im zentralarabischen Nedschd und Vorfahren des Königs Feisal. Erfüllt vom Sendungsbewußtsein der nach Abd el-Wahhab genannten Wahhabiten-Sekte, kämpfte die Saud-Familie für die Vereinigung der verfeindeten Stämme auf der arabischen Halbinsel.

Abd el-Asis Ibn Saud, Feisals Vater, schaffte es in den zwanziger Jahren, 1932 rief er das Königreich Saudi-Arabien aus. Der zwei Meter große Wüstenkönig schuf jene Machtkonstruktion, die noch heute gilt: Er unterwarf die Beduinestämme, zerstörte sie aber keineswegs, sondern siedelte viele in Wehrdörfern (Hijras) an.

Mitglieder der mehrere tausend Köpfe zählenden Saud-Familie heirateten die Töchter der Beduinenhäuptlinge und banden damit die Mehrheit der Bevölkerung an sich. Ebenfalls versippt ist die Saud-Familie mit den Nachkommen Abd el-Wahhabs, der el-Scheich-Familie. Und bestimmte Machtpositionen im Lande gehen stets an diese Gruppe. Sie stellt die Führer der Ulema, der islamischen Rechtsgelehrten.

Trotz dieses Erfolgs geriet schon Feisals Vater in jenen Konflikt, den auch Feisal noch nicht beenden konnte: Der

reaktionär-islamische Wahhabismus, der die Macht der Sauds begründet und stützt, verhindert gleichzeitig den Fortschritt des Landes.

So zwangen 1927 die religiösen Führer den König Abd el-Asis, die eben eingeführte Telegraphie vorübergehend wieder abzuschaffen. Unter Mohammed habe es so etwas auch nicht gegeben. Später predigten sie gegen den Rundfunk, die „Stimme des Teufels“, und verstummten erst, als die Koranlesungen durch den Äther hallten.

In den dreißiger Jahren begannen die Amerikaner, in Saudi-Arabien Öl zu fördern. Die Wirtschaftsstruktur des Landes änderte sich. Bis dahin hatten die Saudis wie zur Zeit des Propheten Vieh gezüchtet und Kleinlandwirtschaft betrieben. Das Land lebte isoliert, die Pilger kamen immer nur in den Raum Dschidda — Mekka — Medina an der Westküste. Nun aber gab es plötzlich Jobs in dem Wüstenreich. Und die neuen Chefs in der Öl-Industrie fragten nicht mehr nach Herkunft und Korankenntnissen, sondern nach technischen Fähigkeiten und westlichem Schulwissen.

In der entstehenden Privatwirtschaft fanden in den fünfziger Jahren 70 000 Saudi-Araber Arbeit; heute beschäftigt dieser Sektor 1,1 Millionen. Die Regierung, die in den dreißiger Jahren mit einigen hundert Angestellten ausgekommen war, hat heute über 150 000 Saudis auf ihren Lohn- und Gehaltslisten.

Der einst arme Wüstenstaat kassierte von Jahr zu Jahr mehr Geld. Früher schröpfte er die Pilger: Von den rund fünf Millionen Pfund, die Saudi-Arabien in den dreißiger Jahren per annum einnahm, waren neun Zehntel Hadsch-Steuern. Heute kann der Staat das Pilgerwesen finanziell unterstützen. Denn die Einnahmen — fast vollständig aus der Öl-Industrie — kletterten auf 100 Millionen Pfund jährlich bis 1953,

250 Millionen Pfund 1965 und eine Milliarde im vergangenen Jahr. Mit drei Milliarden Dollar — 1975 voraussichtlich zehn Milliarden — hält Saudi-Arabien die größten Devisenreserven der Dritten Welt.

„Unsere Geschichte“, so findet Abdallah Tureigi, Vorgänger des jetzigen Öl-Ministers Jamani, „ist durch zwei Hauptereignisse geprägt: Das erste ist die Geburt unseres Propheten Mohammed. Das zweite ist die Entdeckung von Öl“.

Mit Hilfe des Öls verließ Saudi-Arabien das Mittelalter. Unter König Feisal, der 1964 seinen verschwenderischen älteren Bruder Saud absetzte, stiegen die Ausgaben für das Bildungswesen zwischen 1960 und 1970 um 272 Prozent, entstanden über 6600 Kilometer



Pilger in Mekka, Saudi-Fallschirmjäger*: In der Wüste eine neue Supermacht?

* Vor der Fahne des Propheten.

Asphaltstraßen, wurde das Fernsehen eingeführt.

Für den technischen Fortschritt soll es nun keine Hindernisse mehr geben. Saudi-Arabiens Oberschulen, Universitäten und Krankenhäuser haben Sprachlabors, Experimentierräume für Physik und Chemie, Mikroskope, Mikrofilmanlagen. „Für uns“, bekennt Dr. Mohammed el-Jamani, Rektor der Universität von Dschidda, „ist es jetzt ein Problem, die zur Verfügung stehenden Mittel sinnvoll auszugeben.“

Manchmal wird die Technik verschwenderisch verwendet: Im Internat der Al-thagir-Schule in Dschidda sind die Zöglinge vierfach vor Insekten geschützt: durch die Klimaanlage, „Simon Electronic Insect Control“ (ein erleuchteter Apparat, der Insekten ansaugt), reichlich angewendete Spray und Moskitonetze über den Betten.

Das Königliche Technische Institut in Riad, eine Fachoberschule und Ausbildungsstätte für Berufsschullehrer, gleicht mit seiner Kuppel einem riesigen Palast. „Daran sehen Sie, welche Bedeutung Seine Majestät der Technikerausbildung zumißt“, erklärt Dr. Mohammed Mutabbagani, Generaldirektor im Erziehungsministerium.

Die Ausbildung in der Schule ist an deutschen Vorbildern orientiert, „weil dabei Theorie und Praxis am besten miteinander verbunden sind“.

Mutabbagani ist dennoch unzufrieden. „Ich bekomme nicht die nötigen Experten aus der Bundesrepublik, obwohl wir seit 1966 einen Kooperationsvertrag haben.“

Im vergangenen Jahr hätten schon unterschriebene Verträge und Visa für neun Gewerbelehrer vorgelegen, schließlich aber seien nur drei der fest eingeplanten Entwicklungshelfer eingetroffen. „Hat das vielleicht mit dem Nahost-Konflikt zu tun?“

Mutabbagani kann die schwerfällige Bonner Bürokratie nicht verstehen. „Wir bezahlen doch die Leute. Und außerdem: Deutsche Ausbilder, das bedeutet deutsche Konzepte und deutsche Ausrüstung... Japaner und Franzosen kämen sofort!“

Gut ausgebildete Techniker sind für Saudi-Arabien mindestens ebenso wichtig wie neue Maschinen und Anlagen.

Denn nicht selten verkaufen westliche Unternehmen den zahlungskräftigen Beduinen-Nachkommen Geräte, die nicht erwartet werden können oder für das Wüstenland ungeeignet sind.

So hatten die Franzosen den Saudis fast schon das Großflugzeug Concorde aufgeschwätzt. Aber König Feisal sagte bei seinem Paris-Besuch endgültig nein. Dafür will Feisal Frankreichs Secam-System für das geplante Farbfernsehen einführen — zum Entsetzen der deutschen Pal-Vertreter, die sich schon als Sieger im Wettbewerb um den Auftrag wähnten.

Saudi-Arabiens technischer Fortschritt — moderne Hochhäuser, autobahnähnliche Fernstraßen, verschwenderisch ausgestattete Bildungsstätten



Saudi-Strafjustiz*: „Möglichst viele müssen es sehen“

— macht freilich den landeseigenen Anachronismus nur noch krasser.

Wie alle Mädchenschulen verbirgt sich die Dar-Anan-Schule in Dschidda hinter hohen Mauern. Man betritt sie — wie ein Gefängnis — durch eine Schleuse. Der männliche Besucher darf die Schulanfänger photographieren, die Zehnjährigen noch sehen; die älteren unter den insgesamt 1000 Schülerinnen jedoch, von denen 70 im kommenden Jahr das Abitur machen, sind hinter weiteren Mauern verborgen.

Eine unverschleierte palästinensische Lehrerin antwortet auf die Frage nach

* Die öffentlich ausgehängte, abgehackte Hand eines Diebes.

den Berufsaussichten der Schülerinnen und Studentinnen, die im Durchschnitt bessere Leistungen zeigen als die Männer: „Sie können Lehrerin werden — an Mädchenschulen.“

Ein paradoxer Kreislauf scheint begonnen zu haben. Obwohl es auf dem Lande noch zu Protesten gegen Mädchenschulen kommt, gehen heute schon über 100 000 Saudi-Araberinnen in diese Schulen. Und alle können nur Lehrerin werden?

„In ein paar Jahren wird die Frau hier eine andere Rolle spielen“, erklärt ein hoher Beamter. „Der König hatte das im Auge, als er Mädchen-Ausbildung einführte.“

Pessimisten weisen dagegen auf Rückschläge: Eine US-Firma mußte kürzlich 15 weibliche Angestellte entlassen, weil ihre Arbeitsaufgaben Kontakte mit männlichen Kollegen nicht völlig ausschließen konnten. Ein königlicher Erlass drohte, daß mit Tinte besprüht wird, wer sich „in anstößiger Kleidung in der Öffentlichkeit“ zeigt. Für kurze Zeit zugelassene Kinos mußten wieder schließen.

Gralsritter der Tradition in Saudi-Arabien sind die „Mutatawwiin“ (wörtlich Freiwillige), eine Sittenpolizei der wahhabitischen „Gesellschaft zur Förderung des Guten und zur Verhinderung des Bösen“, die zu den Säulen des Staates gehört.

Der König hat deshalb die Mutatawwiin nie öffentlich kritisiert und ihre Befugnisse nur ganz vorsichtig beschnitten. So sollen die Sittenwächter heute nicht mehr in Häuser eindringen.

Doch von den Mutatawwiin beim Trinken oder bei außerehelichen Annäherungsversuchen ausgemachte Beamte verlieren gnadenlos ihren Job.

Die Mutatawwiin achten darauf, daß die Geschäfte zu den Gebetszeiten schließen. Neuerdings jagen sie gern Langhaarige. Angestellte des Informationsministeriums in Riad beglückwünschten SPIEGEL-Redakteur Hans Hielscher, als er sich nach der Ankunft in der besonders orthodoxen Hauptstadt die Haare kurz schneiden ließ: Es wäre zu peinlich gewesen, wenn die Mutatawwiin den Besucher belästigt hätten.

Trotz der Sittenwächter bessern äthiopische Haushilfen in den Städten am Roten Meer ihre Einkünfte als Freudenmädchen auf, brauen sich Saudis in Riad und Umgebung ihren Sadikki-Schnaps. Denn die geschmuggelte Flasche Whisky ist unter 60 Mark nicht zu haben.

Die im Lande arbeitenden Europäer brachten wahre Meister hervor: In einer Küche in Dschidda destilliert ein Ehepaar Gin, der fast echt schmeckt und garantiert keine Kopfschmerzen verursacht. Die Frau eines Straßenbauingenieurs im Hinterland „würde in Deutschland anstandslos ein Bierbrau-Diplom bekommen“ (so ein begeisterter Kenner).

Viele Mitglieder der westlich gebildeten Oberschicht glauben, daß der orthodoxe Wahhabismus heute nur die Heuchelei fördert. Sie spotten über die langweiligen, gleichgeschalteten Zeitungen, die vorwiegend Hofberichte drucken, ärgern sich über die Mutatawwin und den überall präsenten Geheimdienst.

Eine bemerkenswerte Opposition scheint dennoch nicht zu existieren. Denn die einheimischen Technokraten erhalten Aufgaben und Mittel, von denen junge Westler nur träumen: Twens können Minister und Direktoren werden und über siebenstelligen Summen entscheiden.

Zwar besetzt die königliche Familie von den 14 Ministerien noch immer die Schlüsselressorts Inneres, Verteidigung, Finanzen und Auswärtige Angelegenheiten, befehligt ein Mitglied des Hauses Saud die aus 10 000 treuen Beduinen bestehende Nationalgarde, die anders als die 42 000-Mann-Streitkräfte nahe den Städten stationiert ist.

Aber in den fünfziger Jahren waren noch acht von damals neun Ministern Mitglieder oder unmittelbar Abhängige des Königshauses. Zwischen den westlich Gebildeten in den Ministerien (einschließlich Prinzen) und jenen draußen



Beduinen in Saudi-Arabien: Zehntausende kommen zum Picknick in die Wüste

im Lande entstanden zudem neue Verbindungen.

Die sozialen Kontakte der traditionellen saudiarabischen Gesellschaft wurden früher fast ausschließlich durch die Familiengruppen vermittelt. Heute dagegen schließen sich Saudis aller Schichten in kleinen Interessengemeinschaften zusammen.

Die in England oder Amerika Ausgebildeten wissen, was Demokratie bedeutet. Sie haben auch nicht vergessen, daß Feisal 1962 als Prinz einmal von der „Weiterentwicklung“ des Madschlis el-schura gesprochen hatte, einer Beratenden Versammlung, deren Mitglieder bislang vom König bestimmt und nicht etwa gewählt werden.

Aber auch die kritische Elite hält ein — aufgeklärtes — Königtum für die derzeit beste Regierungsform in Saudi-Arabien: Im benachbarten Jemen brach

das Chaos aus, als Revolutionäre 1962 die Monarchie gestürzt hatten.

Saudi-Arabien Intelligenz ist stolz darauf, daß König Feisal nicht mehr wie ein Vasall der Amerikaner erscheint. Als der Monarch, besorgt über die Besetzung der heiligen islamischen Stätten durch Israel, zunehmend Ägypten, Syrien und die Palästinenser unterstützte, stieg auch sein Ansehen zu Hause.

Gegenüber den vom Ölboykott betroffenen Europäern genießen die Saudi-Araber ihre neue Macht ohne Arroganz. Minister und kleine Leute versichern, daß es ihnen leid tue, wenn im Westen Menschen wegen des Ölboykotts frieren müssen: „Denken Sie bitte an die Palästinenser, die frieren seit 25 Jahren.“

Die Saudis können auch erlassen, was es bedeutet, plötzlich nicht mehr Auto fahren zu dürfen. Denn die Zuneigung und Sachkenntnis des Nomentvolkes für Pferde und Kamele scheint auf Cadillacs, Dodges und Mercedes übergegangen zu sein:

Die private Unterhaltung dreht sich immer wieder um Autos. Man zeigt dem Besucher neue Wagen und automatische Waschanlagen. Für die in die Städte strömenden Ärmern ist das Auto wichtiger als selbst die Wohnung.

Schwerarbeiten und Dienstberufe werden überwiegend Gastarbeitern aus Nachbarländern überlassen, der Chauffeur dagegen gehört zu den angesehenen Leuten. Einige Fahrer schnalzen mit der Zunge, wenn sie Gas geben — so trieben sie einst Kamele zur Eile an.

Das Auto und das neue Leben in den Städten veränderten freilich das Leben nicht völlig: Am Freitag, dem Sonntag der Moslems, fahren nachmittags

* Im Königlich Technischen Institut von Riad.

Studenten in Saudi-Arabien*: Twens entscheiden über siebenstelligen Summen



Zehntausende mit ihren Familien zum Picknick — in die Wüste. Und das Verkehrschaos am Abend vor Riad erinnert an den Rückstrom deutscher Sonntagsausflügler aus dem Grünen.

Auch König Feisal läßt sich oft zum Sonnenuntergang ein paar Kilometer in die Wüste chauffieren. Ölminister Jamani, der manchmal modische westliche Anzüge anlegt, immer aber seine Sabha (die Gebetskette) bei sich hat, macht zuweilen mit der Großfamilie Urlaub in der Wüste.

Saudi-Arabiens neue Elite möchte viele Traditionen beibehalten. „Bei uns soll es nie Altersheime geben“, erklärt Adnan el-Kawasmi, der sein Architekturstudium an der TH Aachen in Rekordzeit absolvierte und heute Dozent am Königlichen Technischen Institut in Riad ist. Er selbst verteidigt die öffentlichen Hinrichtungen: „Die Todesstrafe soll abschrecken, also müssen alle davon erfahren. Solange noch nicht alle lesen können und ein Radio haben, müssen möglichst viele die Hinrichtung sehen. Was meinen Sie, was für farbige Schilderungen dann weitergegeben werden.“

Nach dem koranischen Scharia-Recht wird die Todesstrafe nicht vollstreckt, wenn die geschädigte Partei vergibt. Im November sollte in Dschidda ein junger Mann hingerichtet werden, der einen Gleichaltrigen im Streit getötet hatte. Der Henker hatte schon zum Schlag ausgeholt. Da stieß die Mutter des Toten unter ihrem Schleier hervor, daß nun kein Blut mehr fließen solle. Der Verurteilte war daraufhin frei. Eine Ambulanz brachte ihn mit heulender Sirene in eines der modernen Krankenhäuser zur Behandlung seines Schocks.

„In Saudi-Arabien ist vieles anders als überall auf der Welt“, sagt ein Europäer, der fast zwei Jahrzehnte im Land lebt. „Aber jetzt, jetzt gehen die Uhren richtig.“

Das ist wörtlich gemeint. Denn bis vor wenigen Jahren mußten die Bürger noch täglich die Zeit neu einstellen — nach dem Sonnenaufgang. Als Feisal diese Regel abschaffte, bewachten Soldaten eine öffentliche Uhr in Riad; denn Konservative wollten die Zeit immer wieder zurückstellen.

Im Institut für öffentliche Administration in Riad, Saudi-Arabiens Beamten-Schmiede, hat jeder Raum eine große Uhr. Der Direktor macht darauf aufmerksam und erklärt: „Sie wissen, was orientalische Zeit bedeutet. Aber wir müssen unsere Leute auf Pünktlichkeit drillen, wenn wir die neue Gesellschaft errichten wollen.“

Wie die neue Gesellschaft aussehen soll, ist im Foyer des Instituts dargestellt. Ein Gemälde im Stil des sozialistischen Realismus zeigt ein blühendes Saudi-Arabien: Industrieanlagen, Traktoren auf wogenden Feldern, glückliche Menschen.

Die Frauen aber tragen Schleier.

SOWJET-UNION

Ruch der Unmoral

Bis zu 40 Prozent ihrer Arbeitszeit verlieren sowjetische Führungskräfte durch Arbeit, die im Westen von Sekretärinnen erledigt wird.

Ein Sowchos-Direktor beklagte das Los von Sowchos-Direktoren: „Wir haben herausgefunden, daß der Direktor eines Sowchos 50 Prozent seiner Arbeitszeit mit Papierkram verbringt“, erklärte Sowchos-Chef Luschtschikow aus Tula der Moskauer „Prawda“.

Genosse Abdunabijew, Lehrstuhlinhaber an der Parteihochschule von Taschkent, beobachtete immer wieder, wie ein verantwortlicher Funktionär darum bat, daß Material abgeschrieben und rechtzeitig abgeschickt wurde“.



Sowjetische Schreibkräfte: Suche nach Schlupflöchern

Die „Prawda“ selbst schilderte, daß „ein Fachmann, ein Gelehrter oder eine Führungskraft sogar gezwungen sind, eigenhändig einen Geschäftsbrief zu tippen“, und befand: „So geht es nicht!“

Daß es so nicht geht, ist vielen Chefs klar, aber eine Sekretärin ist im einzigen Land der Welt, in dem die Frauen mit 51 Prozent die Mehrheit der Werktätigen stellen, „buchstäblich in jedem Werk, jeder Behörde ein Defizitberuf“ („Prawda“). Und die Nachfrage steigt.

Doch es gibt in der UdSSR nur sieben Berufsschulen, die zur Sekretärin mit Techniker-Organisator-Diplom ausbilden. Die Absolventinnen streben denn auch in den Verwaltungsapparat. In den Betrieben arbeiten Schulabgängerinnen als Schreibkräfte, die beim ersten Anlauf die Aufnahmeprüfung in die Hochschule nicht geschafft haben und die Zeit bis zum zweiten Versuch überbrücken wollen. In der Meinung, Se-

ekretärin sei kein Beruf, sondern ein Job, hoffen sie, diesen Job am Arbeitsplatz zu erlernen. Spaß macht er ihnen nicht, ernst nehmen sie ihn auch nicht.

Ein Büroangestellter hat in der produktionsorientierten Sowjetgesellschaft ohnehin ein nur geringes Sozialprestige. Noch nie wurde eine Bürokräft auf der Ehrentafel eines Betriebes für verdiente Werkstätige ausgezeichnet.

Weibliche Büroangestellte stehen auch im Ruch der Unmoral: Frauen, die sich um die Tugend ihrer Männer sorgten, änderten das Wort für Sekretärin „sekretar“ in „sekretutka“, weil es sich so besser auf „prostitutka“ reimt.

Da es für Sekretärinnen zu wenige Planstellen gibt, suchen Direktoren allerlei „Schlupflöcher“ („Prawda“). Sie setzen Sekretärinnen auf Planstellen für Ingenieure, Inspektoren und Ökonomen. Den leitenden Angestellten stehen dennoch zu wenige Sekretärinnen zur

Verfügung oder so schlecht ausgebildete, daß ihnen die üblichen Büroarbeiten nicht anvertraut werden können. Folge: Sowjetische Führungskräfte verwenden 20 bis 40 Prozent ihrer Arbeitskraft auf Tätigkeiten, die eine Sekretärin ebenso gut erledigen könnte.

Weil die Dame im Vorzimmer fehlt, kommen Verabredungen nicht zustande, Geschäfte werden verspätet abgeschlossen, wichtige Post bleibt liegen. So gehen der Volkswirtschaft jährlich zwischen 6 und 13 Milliarden Rubel verloren.

Gescheite Sekretärinnen wiederum werden oft nicht richtig eingesetzt. Frau Sytsch aus Kremenchug zum Beispiel, die 1968 das Technikum von Dnepropetrowsk mit dem Diplom eines „Technikers und Organistors“ verlassen hatte, war nur vier Tage in einem Vorzimmer tätig. Dann mußte sie im Kohlenbergwerk „Zentralnaja“ eine Maschine bedienen.